

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Deutsches Leben in Rumänien

Sonderdruck

aus Heft Nr. 3 / 1962



DES
SÜDOSTDEUTSCHEN KULTURWERKS
MÜNCHEN 15 GOLLSTRASSE 7

Vom heutigen deutschen Schrifttum in Rumänien

Von Karl Kroner

Um die schöngeistige Literatur der noch in Rumänien lebenden Deutschen zu beurteilen, wäre es von Vorteil, alle ihre nach Kriegsende erschienenen Veröffentlichungen heranzuziehen. Das ist unmöglich. Bedenkt man jedoch, daß für Art und Rang dieses Schrifttums vor dem 23. August 1944, dem Tag also, an dem der rumänische König Michael die Waffen vor den Russen streckte, nur die wirklichen Dichter maßgebend waren, die an den Fingern einer Hand abgezählt werden können, so läßt sich mit einem Seufzer der Erleichterung auch jetzt behaupten, daß etliche wichtige Beispiele für das Ganze stehen dürfen, das natürlich unter ihnen einzustufen ist.

Von den schon früher bekannten Dichtern leben heute noch in ihrer Heimat Adolf Meschendörfer, dann der seit einem Jahr in Haft befindliche Erwin Neustädter, beide gaben seit Kriegsschluß kein neues Werk mehr heraus, Erwin Wittstock, von dem außer Neuauflagen seiner älteren Erzählungen, aber nicht der Romane, nach unserem Wissen ein Theaterstück und eine Novelle erschienen sind, Peter Barth, der offenbar schweigt, Andreas Birkner und Wolf von Aichelburg, die im Kerker sitzen, Oskar Walter Cisek, der sich neulich auf dem rumänischen Schriftstellerkongreß vor den Machhabern verbeugte und vor wenigen Jahren in Westdeutschland einen neuen Roman verlegen konnte, schließlich Alfred Sperber, ein seit 1945 kommunistisch besonders linientreuer, dies laut bekennender, daher einflußreicher deutsch-jüdischer Lyriker, von dem kein neues Buch für uns greifbar wurde. Alle diese Schriftsteller waren einst Mitarbeiter der Zeitschrift „Klingsor“; ihr künstlerisches Gesicht, 1944 längst geprägt, änderte sich, soweit es aus der Ferne erkennbar blieb, nicht wesentlich, es sei denn, daß jene von ihnen, die beachtet werden wollten, in ihren Arbeiten die Ideen des dort herrschenden Systems irgendwie durchleuchten lassen mußten. Das geschah etwa, indem sie einen Stoff aus der Vergangenheit mit sozialkritischem Salz einpökelten.

Sie sind, abgesehen von Sperber, trotz ihrer Bedeutung keineswegs kennzeichnend für das neue rumäniendeutsche Schrifttum, das sich in ganz anderen Gestalten verkörpert.

In den Staatsverlagen — Privatverlage bestehen nicht — kommen manche Bücher heraus, die zu begrüßen sind wie Neuauflagen von Werken toter deutscher Autoren, etwa ein von Bernhard Capesius unter dem Titel „Der Schneideraufstand in Hermannstadt und andere Erzählungen“¹⁾ zusammengestellter Band, der siebenbürgische Dichter des 19. Jahrhunderts, Daniel Roth, Gustav Seivert und Michael Albert, vereint; es wurden dabei nur Erzählungen aufgenommen, die einen Einblick in die Geschichte der Siebenbürger Sachsen geben; sie beweisen außerdem, behauptet der Klappentext, „die Ungültigkeit des Liedes ‚Da keiner Herr und keiner Knecht‘, mit welchem die sächsischen Ausbeuter ihre ‚Theorie‘ von der ‚Gleichheit‘ aller Sachsen gerne illustrieren“.

Erwähnung verdienen besonders die „Ausgewählten Schriften“ von Josef Marlin.²⁾ Die Auswahl besorgte Astrid Connerth; sie nahm aus dem umfangreichen Nachlaß Marlins auf: politische und andere Gedichte, das 1956 aufgefundene Drama „Sachs von

¹⁾ Espla, Staatsverlag für Kunst und Dichtung, Bukarest, 1956, 327 S., brosch. rd. DM 3.50

²⁾ ebendort, 1957, 655 S., brosch. DM 7.80

Harteneck“, erstmals in der Urfassung den unvollendeten Roman „*Horra*“³⁾, die im „Klingsor“ 1926 urabgedruckten Kindheits- und Jugenderinnerungen, ferner Briefe und politische Schriften. Zuverlässige Erläuterungen begleiten die Texte und eine Einleitung, die besser wäre, fehlte ihr die marxistische Durchsäuerung, jenes abgeleistete weltanschauliche Soll, das fast jedem hinter dem Eisernen Vorhang erscheinenden Buch banaische und langweilige Abschnitte aufbürdet. Marlin, der stürmische, rebellische Jüngling (1824—1849), gehört zu den erstaunlichsten Erscheinungen der siebenbürgisch-deutschen Literatur und der Budapester deutschen Journalistik. Die Cholera raffte ihn weg, ehe er zur Reife gelangte; nur wenige Gedichte gediehen ihm schlackenlos zum Kunstwerk, aber alles, was er aus glühender Seele hinausschleuderte, läßt das Große ahnen, das er geschaffen hätte, wäre ihm ein langes Leben bestimmt worden. Seine gültige Würdigung erfuhr er durch Karl Kurt Klein.⁴⁾

Von den Schriftstellern, die erst unter den Kommunisten besonders sichtbar hervortraten, veröffentlichte der älteste, der inzwischen verstorbene *Otto Fritz Jickeli*⁵⁾ schon 1927 ein flott geschriebenes, kluges und sympathisches Buch über seinen Heimatort Hermannstadt⁶⁾; außerdem erregte er Aufsehen mit seiner Geschichte des Handels der Siebenbürger Sachsen⁷⁾ und durch wirtschaftliche und volkspolitische Aufsätze. In der Erneuerungsbewegung (Fritz Fabritius) spielte der charaktervolle Idealist eine führende Rolle; zeitweilig war er innerhalb der Volksorganisation der Deutschen in Rumänien⁸⁾ Gauleiter von Siebenbürgen. Anstatt nach 1945 im Gefängnis dahinzusiechen wie manche seiner Freunde und Feinde, vergönnte ihm die Vorsehung, in der kommunistisch gewordenen Heimat als Erzähler und Dramatiker Duldung und Beifall zu gewinnen.

Wenn er Jugend und Abenteuer eines Vorfahren, den Forscherlust nach Arabien getrieben hatte, schildert⁹⁾, tut er es brav bürgerlich, mit einem Einschlag weltverbesserischer Gefühle, die den Ahn und den Nachfahren bewegt haben; das Buch ist kein Meisterwerk, etwas langweilig, wie dergleichen auch früher für den Hausgebrauch der engeren Heimat geschrieben wurde.

Jickelis *Harteneck-Drama* liegt uns leider nicht vor; sein Schauspiel „*Gan von Salzburg*“¹⁰⁾, das eher die Bezeichnung Spiel verdient, könnte auf der Bühne — noch ist es unaufgeführt — vielleicht bestehen; es beschwört aus dem 13. Jahrhundert jenen siebenbürgischen Grefen, der seines Vaters Ermordung mit der Erstürmung Weißenburgs und der Niederbrennung des Doms rächte, weil man ihm den meuchlerischen Bischof nicht ausliefern wollte.

Gewichtiger ist Jickelis Roman, der zuerst mit dem Titel „*Auf der großen Bach*“, dann als „*Siebenbürgisch-sächsische Familienchronik*“ herauskam.¹¹⁾ Der zweite Titel besagt, worum es sich handelt, um die Geschichte einer Hermannstädter Sippe vom Be-

³⁾ Der Roman kam leicht überarbeitet mit Einwilligung der Erben Marlins unter dem Namen des damals sehr bekannten Schriftstellers *Karl Bleibtreu* mit dem Titel „*Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen*“ in Jena, 1896, zum erstenmal heraus. Dazu siehe: *Gottfried Fittbogen* „*Ein siebenbürgisch-sächsischer Roman unter falscher Flagge*“, *Klingsor*, Januar 1935.

⁴⁾ *Karl Kurt Klein*, *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland*, Bibliographisches Institut, Leipzig, 1939.

⁵⁾ Siehe unsere Blätter, Folge 4/1960.

⁶⁾ *O. Fr. Krasser* (Jickelis Deckname), *Hermannstadt. Von seinen Häusern und Menschen*. Klingsor-Verlag, Kronstadt, 1927, mit Zeichnungen.

⁷⁾ *Otto Fritz Jickeli*, *Der Handel der Siebenbürger Sachsen in seiner geschichtlichen Entwicklung*, W. Krafft, Hermannstadt, 1913.

⁸⁾ *Otto Fritz Jickeli*. *Am roten Meer*. Ein siebenbürgischer Kaufmannslehrling forscht in Afr.ka. Jugendverlag Bukarest, 1959, 218 S., brosch. DM. 4.50

⁹⁾ *Otto Fritz Jickeli*. *Gan von Salzburg*. Schauspiel in 16 Bildern. Espla, Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest, 1958, 98 S., brosch. DM. 2.50

¹⁰⁾ Espla, Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest, 1957, 555 S., Leinen, DM. 7.80

ginn des 19. Jahrhunderts bis 1914. Eine Fülle von Kenntnissen, Ereignissen und Erfahrungen schlägt sich in dem Buch nieder. Was erzählt wird, mag teilweise wirklich geschehen sein. Der Autor, an dem von jeher offen betonte soziale Gesinnung auffiel, stellt, mit einer Vorliebe fürs Handwerk und mit Abneigung gegen die Auswirkungen der Industrie auf gewachsene Gemeinschaften, die bürgerliche Welt als moralisch angefault, brüchig und von Geldgier beherrscht dar. Mehrmals wird behauptet, niemand fände etwas dabei, wenn Vormünder das Vermögen ihrer Mündel aufzehrten. Solche Verallgemeinerungen verdüstern das Gesamtgemälde, ohne dessen Glaubwürdigkeit zu stützen; es wird dem siebenbürgischen Stadtgewese, so zutreffend Einzelheiten dargeboten sind, nicht gerecht. Indessen, auch eine vom Negativen beeinträchtigte Schau kann dichterisch gerechtfertigt sein, sofern sie eben Dichtung ist. Dazu reicht Jickelis Begabung aber nicht aus. Er notiert die Handlung zu trocken chronistisch; nur selten wird das Erzählte unmittelbar plastisch. Die Aufgabe, die er sich setzte, überforderte außerdem seine sprachliche Vollmacht. Sagt er etwa, „daß Juli ... an dem Abendessen kochte“, „Jini Worte zum Ausdruck brachte“, Mitschülerinnen „begabter als sie veranlagt“ seien, so sind solche Unbeholfenheiten nicht der einzige Mangel seiner Sprache; ihr gebricht es noch an Biegsamkeit und Transparenz.

Daß Jickeli kultiviert war, an unbezweifelbaren, in Herz und Verstand verankerten Werten hing, vor allem an seinem Volk, bestätigt auch der Roman. In einer völlig anderen, primitiveren seelischen und gedanklichen Atmosphäre bewegt sich der Banater *Andreas A. Lillin*, von dem uns zwei dicke Bände des damit nicht abgeschlossenen Romans *„Jetzt da das Korn gemahlen“*¹¹⁾ erreichten. In ihm will dieser erklecklich jüngere, begabte, doch unsympathische Autor, wie er es im Nachwort bezeichnet, „die Ereignisse im Banat während der Jahre 1933 bis 1948 darstellen“. Er erzählt nicht nur, er witzelt, verhöhnt, schiebt allerlei meist seichte Betrachtungen ein, schlägt Purzelbäume der Unsachlichkeit, verfälscht oder dreht Geschehnisse jener Zeit bewußt in ein Licht, das seinem Hauptanliegen dient: allem, was nicht kommunistisch ist, Vernunft, Ehre, guten Willen und Moral abzustreiten.

Lillin, vertraut mit den Gesellschaftsschichten des Banats, auch mit der Arbeiterschaft, die literarisch kaum jemals beachtet wurde, gibt Kolorit und Redeweise seiner Landsleute, den Ortsgeruch gut wieder, er kennt Deutschland, wo er vermutlich studierte, er beobachtete die Führer der deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien genau und läßt sie, daneben noch manche historische Persönlichkeit, wie er uns einzureden versucht, „unter vollkommener Wahrung ihrer Personalien“ auftreten.

Moralisierende Bewertung einer verflossenen Epoche als Grundhaltung eines Erzählers stößt ab, wirkt bald unerträglich albern und spießbürgerlich. Der Epiker muß welche Tendenz er auch habe, über der Parteilichkeit seiner Figuren stehen. Lillin ist *nur* Partei. Darum nützt ihm die Bewegtheit der Handlung, das kaleidoskopische Herumspringen von Ereignis zu Ereignis, von Schauplatz zu Schauplatz, die Kurzatmigkeit der mitunter bloß eine Seite füllenden Kapitel, die Lebenswahrheit zahlreicher Szenen, die gelegentlich nicht falsche Charakterisierung bekannter Männer und die etwas grobschlächtige Anschaulichkeit der erfundenen, selten tief ausgeloteten Gestalten nichts: zuletzt langweilt er wie jeder, der Einfallsreichtum und Intelligenz dazu verwendet, das Schicksal, das Menschendasein, Fülle, Großartigkeit und Dämonie der Geschichte und ihre Träger nachträglich ideologisch zu zensieren.

Lillins Haß richtet sich vorwiegend auf die Führer der Banater Jugend- und Erneuerungsbewegung, der er sogar einen Mord andichtet. Der Roman ist ein Monstrum, auch der Form nach, sprachlich gewöhnlich, oft fehlerhaft, z. B. „er hatte sehr bald ver-

¹¹⁾ Espla, Staatsverlag f. Kunst u. Literatur, Bukarest, 1957, 584 u. 514 S., L., insg. DM. 17.50

standen gehabt“, „Das Ringen, das sich zwischen ihr und ihrem Überfallener entspannt“, Oberst Karl von Möller saß „scharfgescheitelt, den Zivilanzug wie eine leicht durchschaubare Verkleidung mit aller Oberflächlichkeit behandelnd“. Welche Waschfrauenvorstellung von der Redeweise eines Königs enthüllt sich, wenn Karl II. einen Kaufmann wie ein Leutnant einen General in der dritten Person anspricht: „Herr Doktor sind Jäger?“ Und auf dessen treffliche Antwort „durchfuhr es“ den König: „Ich glaubte den Mann völlig jungfräulich in Hinsicht seiner Beziehungen zu Hofkreisen“ — ein Satz, um den die selige Courths-Mahler Lillin beneidet hätte. Wie muß es in dessen Inneren ausschauen, wenn er einen solchen Roman, der einer Denunziation gleichkommt, zu schreiben vermochte, nachdem die Kommunisten, die er verherrlicht, das Deutschtum Rumäniens enteignet, entrechtet und in eine Unfreiheit gestoßen hatten, die heute noch andauert und alles in den Schatten stellt, was er der bürgerlichen Ära vorwirft!

Unter dem Decknamen *Franz Liebhardt* verbirgt sich ein Banater Schwabe, der sein Futter früher nicht aus der marxistischen Krippe holte und dem es glückte, ein Hausdichter der Kommune zu werden. Hier beschäftigt uns nur, wie er schreibt und was er als Erzähler kann. Eine winzige Geschichte sei dafür herangezogen: „*Der Türken-schatz*“¹²⁾. Die lustige Begebenheit ist harmlos, ihr Deutsch schauerhaft. Man liest von den Katzenköpfen eines Hofes, „über die nur Parteien mit jahrzehntelanger Erfahrung nach Einbruch der Dunkelheit verkehren konnten“. Parteien? Ah, Mietparteien! Verkehren? Sich besuchen! Der Trinker hat eine „mehrfach übergeschäumte Bierladung verschluckt“. Einen Bierwagen? „Empfinden der Unerforschlichkeit künftigen Schicksals... erbebt“. Der Kapitalist „verlieh sich mit der Brillantnadel eine solche Fähigkeit, den Blick auf sich zu ziehen, daß er sich vom Spiegel nur schwer trennen konnte“. Selbsthypnose? Oder „Prahlucht, die alles andere, nur nicht geeignet war... ein gutes Licht zu werfen“? Das Stubenmädchen, das „voll und ganz“ die „Peinlichkeit der Lage“ empfindet, jemanden warten zu lassen, hat ihn mit keinem Knix, sondern mit einem „Knicksen“ begrüßt. Im übrigen ist „der Gang der guten Sachen stets durch eine unbeirrbar Geradlinigkeit gekennzeichnet“, auch wenn der Hausherr die „mörtelnen Blumengirlanden... bemerkungslos ließ“.

Und nun zum Kronstädter *Georg Scherg*. Er ist der Adoptivsohn eines Fabrikanten, dem er Schul- und Universitätsbildung verdankt und der nach 1945 als Greis ins Elend geriet, aus dem ihn der Tod sehr spät erlöste, während das Ziehkind zum Universitätsprofessor in Klausenburg aufgestiegen war. Seit einiger Zeit allerdings sitzt Georg Scherg, jäh gestürzt, im Gefängnis. Außerte er ein unvorsichtiges Wort, das man gerade ihm nicht verzieh, dem Mitläufer der Kommunisten? Ein schwerwiegenderes politisches Delikt ist dem unkämpferischen Mann nicht zuzutrauen.

Bei der Schüler-Olympiade der deutschen Gymnasien Siebenbürgens in Mediasch 1934 wurde eine Skizze des sechzehnjährigen Scherg als beste literarische Arbeit preisgekrönt; sie schilderte ein Rundfunkkonzert knapp, sachlich und doch voll Poesie; vielleicht nahm Heinrich Zillich, bevor er sie im „Klingsor“ veröffentlichte, an ihr jene Zurechtrückungen vor, durch die Halbgeglücktes meisterlich werden kann. Verglichen mit diesen zwei Seiten wirkt, was Scherg später schuf, meist ästhetisch, bildungsbeladen, verspielt und dünn. Er liebte es, seine hübsch zusammengebauten Verse auf ein Blütenblatt zu malen, die ersten Zeilen angeführt von verzierten Initialen; ums Ganze wanden sich in prunkend dunklen Farben von ihm hingepinselte Ranken und Figuren. Diese Lust am kunsthandwerklichen Beiwerk verlockt ihn beim Erzählen zu Abschweifungen und Nebensächlichkeiten. Des ungeachtet war er für etliche Jahre ein in Rumänien anerkannter Dichter.

¹²⁾ Espla, Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest, 1958, 78 S., Pappe, rd. DM 3.80

Sein Trauerspiel in Blankversen und fünf Akten „*Giordano Bruno*“¹³⁾ griff nach einem der materialistischen Fortschrittsdoktrin erwünschten Stoff, fordert aber, da diesen auch Kolbenheyer bearbeitet hat, zu einem Vergleich mit dessen Drama heraus, und dann fragt man sich, wie Scherg es wagen konnte, dieses Trauerspiel zu schreiben.

Der Hauptheld seines Romans mit dem ironisch gemeinten Titel „*Da keiner Herr und keiner Knecht*“¹⁴⁾ ist der junge sächsische Knecht Peter Merthes, ein Ehrenmann, Kriegsinvalide, glänzender Erzähler und verkappter Dichter mit sehr viel Seele. Gleichsam als vorweggenommene Ergänzung zum Roman erschienen gesondert schon vor ihm die „*Erzählungen des Peter Merthes*“¹⁵⁾, ein künstlerisch weit besser gelungenes Buch.

Völlig unnötig leitet ein lyrisch und gedanklich verquollenes Vorwort den Roman ein. Die Handlung: Merthes hat das Glück, 1916 vom Chefarzt eines Lungenanatoriums bei Kronstadt als Kutscher gedungen zu werden. Seine Frau Rosi, „nicht schwierig veranlagt und gänzlich bereit, in ihrer mädchenhaften entzückenden Unberatenheit dem Ruf ihres Blutes nachzugehen, der dunkel durch ihre Nächte rauschte“, hatte sich ihm hingegeben, „von verheimlichten Quellen getränkt“, was Scherg bewundernswert kitschig ausschmückt. Nun sind die beiden verheiratet, mit Kindern versehen, es geht ihnen gut. Des Kutschers Erzählkunst erfreut drei Lungenkranke, den sächsischen Dichter Herbert, den philosophierenden Rumänen Ardeleanu und einen adligen Madjaren, denen er soziale Mißstände, auch seine Armut, gern vor die Nase rückt. Diese Herren — man kennt das aus Thomas Manns „*Zauberberg*“ — haben Lust an Gesprächen, es sind freilich recht papierdeutsche Gespräche; sie machen einen Großteil des Buches aus, und man vergißt sie sofort. Die Idylle, zu der noch ein paar Randfiguren gehören, wird gestört, als Rumänen in den Krieg eintritt und vormarschiert. Der Arzt beschließt, seine Frau und die engelsgütige Frau Herbert von Merthes, der als junger Mann ohnehin evakuiert werden muß, ins Hinterland fahren zu lassen. Der Kutscher weigert sich nicht, seine Familie ist in der Klinik voraussichtlich wohl geschützt, aber er weiß sofort: „dies ist der Tod. Klar und blendend tat sich eine Landschaft auf, weit, verlassen, bewegt, und darin stand der Tod“, der ihn sogar anredet und noch mehrmals erscheint. Infolgedessen erkrankt Merthes in Schäßburg. Ärzte tun alles, ihm zu helfen, vergebens, denn er will nicht mehr leben — zum Teufel, warum nicht? — und „so starb Peter, ein Mensch, ein Sachse, ein Knecht. Er starb, als die Sonne den Gipfel der Berge zu röten begann“. Im selben Augenblick spürt Rosi in Kronstadt, was geschehen war, erkrankt ebenfalls, stirbt ebenfalls, und zwei ihrer Kinder dazu. Derweil sind die rumänischen Truppen, von denen man kaum etwas merkte, geschlagen worden und entwichen. Frau Herbert kehrt heim. Die drei Lungenkranken, die ihre „Zusammenkünfte gepflogen“ hatten, erleiden auch einen Verlust, der Graf stirbt, nachdem er noch eine Liebeserklärung zustandegebracht hat. Die Nachkommenschaft des Merthes, soweit noch vorhanden, wird befriedigend versorgt.

In diesem Roman voll Ungereimtheiten, mit unmotivierten, lebenswidrigen Geschehnissen, wuchern Kitsch, unfreiwillige Komik und sprachliches Unkraut: „Schwarz kleidete sie außerordentlich“. Gut oder schlecht? „Wenn die Verständigung manchmal auch schwierig war, sie machte sich.“ Na also! Treten deutsche Generale auf, wird Scherg, was er bei rumänischen Offizieren wohlweislich unterläßt, spöttisch: „Exzellenz gaben ihrer vollen Befriedigung ... Ausdruck.“ „Stefan sah Ilse und Trude gern. Kunststück — als Siebenbürger.“ Man liest da von einem „unüberwindlichen Abstand“, den „Stefan nicht Raum gewinnen ließ“ und daß „die anrühige Gewohnheit der sogenannten Sonderzimmer ... Raumangels wegen nicht Platz greifen“ konnte.

¹³⁾ Espla, Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest, 1954, 170 S., broch., rd. DM 2.50

¹⁴⁾ ebendort, 1957, 507 S., Leinen, rd. DM 9.80

¹⁵⁾ Jugendverlag, Bukarest, 1957, 352 S., broch., Preis unbekannt

Das mag erheitern, wer sich aber zwingt, einige der einschläfernden Gespräche der drei lungenkranken Vertreter ihrer Völker genau zu lesen, den überwältigen Schwulst, Gestelztheit und Leere des Romans, der Standesunterschiede geißeln will, die Sozialisten als „Menschen der Zukunft mit geradem Vorzeichen“ lobt, doch bloß darlegt, daß ein Knecht hysterischer sein kann als Herren, die sich hier im Wesentlichen anständig und hilfsbereit betragen; Scherg selbst hat es von kindauf nicht anders erfahren. 1956, als er die Vergangenheit anklagte, waren freilich alle seine Landsleute Knechte der rumänisch-kommunistischen Funktionärsklasse.

Die „*Erzählungen des Peter Merthes*“ sind von Scherg irgendwo erlauschte, handfeste Geschichten, allerdings durchwegs „übererzählt“; sie haben zu viel Fett. Man müßte sie durch Straffung verbessern. An dichterischem Gehalt übertreffen sie die von uns erwähnten, nach 1945 verfaßten Bücher, was nicht bedeutet, daß sie dem höheren Durchschnitt der südostdeutschen Literatur des 19. oder gar der fünfundvierzig ersten Jahre des 20. Jahrhunderts genügen.

Auf dem Titelblatt erblickt man einen Kronstädter Stadtpolizisten mit Pickelhaube; die gab es in Siebenbürgen erst nach 1919 bei rumänischen Sicherheitsmannschaften. Zu solchen Unzuverlässigkeiten im Kleinen gesellt sich beim neuen deutschen Schrifttum in Rumänien die Umfärbung der geschichtlichen Wahrheit und historischer Vorgänge, der roten Ideologie zuliebe: die Vergangenheit muß übel sein, die Gegenwart fortschrittlich; der nationale Stolz der Deutschen des Landes soll gebrochen werden; einer derartigen Zerbröselung der eigenen Geschichte geben sich ja auch einige in Westeuropa lebende Südostdeutsche hin. In Rumänien wendet man dabei Falschspielertricks an wie den, das Lied, das die Freiheit der Siebenbürger Sachsen preist, zu verspotten. Nie wollten Lied noch Sänger aber das Vorhandensein von Ständen leugnen; sie bekräftigten nur, daß niemand im öffentlichen Leben unfrei oder minderberechtigt gewesen sei, jedem jede Möglichkeit greifbar war, die Gemeinschaft aller jeden umschloß. Die stupide Verengung des Daseins allein auf die soziale Frage zerstört die Voraussetzung zur Wahrheitsfindung umsomehr, als der Kommunismus auch sozial, gemessen mit der westlichen Welt, versagt und nur durch Freiheitsberaubung existiert, was keiner, den er in Fängen hält, feststellen darf.

Wer dort „dichtet“, muß dem System dienen. Dadurch schrumpft die Kunst, die Sprache wird schal, falschtönig, pathetisch. Immer schon waren bei vielen Südostdeutschen, besonders in Innenungarn, Wörterfülle und Wortarmut das traurige Erbe des mehr als ein Jahrhundert lang unzureichenden deutschen Schulwesens und einer auch bei den Sachsen und Südschwaben fehlenden Sprachzucht, die selbst den Schriftstellern, mit äußerst wenigen Ausnahmen, fernlag. So zupackend und genau man in der Mundart sprach, so ungezügelt, schlecht, falsch, schwatzhaft, phrasenhaft, ungenau, ausschweifend im Hochdeutschen, und all dies mit einem erbärmlich kleinen Wortschatz, was sich bei den Südostdeutschen sogar in Westdeutschland noch oft bemerken läßt.

Die abgerissene Verbindung mit dem deutschen Binnenland führte in Rumänien, wie man es mit den uns vorliegenden Büchern beweisen kann, zu einer weiteren Sprachverkümmern. Daß gewisse Wörter, etwa Freiheit, Demokratie, Frieden, eine Bedeutung empfangen, die ihren Ursinn verhöhnt, ist schlimm. Wo das Wort nicht in Ordnung ist, sagt Konfutse, sei nichts, weder Mensch und Volk noch Staat und Recht, in Ordnung. Das Sprachgefühl selbst scheint abzusterben. Aus den hier dargereichten Proben erkennt man, daß die einfachste Anschaulichkeit schwindet. Wie die Ausstattung der Bücher altfränkisch, Schrift und Papier schlecht sind, ist das Merkmal dieser Literatur, die sich dem Staat gänzlich anbequemen muß, vor allem die *Langeweile*, denn mit der Sprache siecht die Phantasie dahin und wird ersetzt durch Phrasen, Wortschaum, Sentimentalität in einer grotesken Verkenntnis dessen, was Dichtung ist.

Wir werden demnächst wieder schöngestigte deutsche Bücher aus Rumänien begutachten — im sonstigen Südosteuropa erscheinen solche Bücher nicht — doch heute schon läßt sich voraussehen, daß eine Leistung, die der Blütezeit dieses Schrifttums zwischen den beiden Weltkriegen annähernd gleichkommt, kaum erhofft werden darf, selbst nicht von den in Rumänien lebenden Autoren, die zu jener Blüte einmal beigetragen haben.

Franz Liszt in Bukarest und Jassy

Von Hans Petri

In Folge 4/1961 dieser Zeitschrift zeichnete Adam Schlitt in großen Zügen das Lebensbild des Komponisten Franz Liszt, der im Januar 1811 — vor 150 Jahren — geboren und 1866 — vor 75 Jahren — gestorben ist. Schlitt erinnerte an die ausgedehnten Konzertreisen, die den Virtuosen durch alle Länder Europas bis nach Konstantinopel hin geführt haben. Hierzu seien einige Einzelheiten beigefügt, soweit sie Liszts Auftreten in Rumänien betreffen. Es geschieht unter Verwertung eines von mir im „Deutschen Kalender für Rumänien“, Jahrg. 1932, unter dem Titel: „Der Aufenthalt Franz Liszts in Bukarest und Jassy“ veröffentlichten Aufsatzes.

Liszt traf am 16. Dezember 1846 nach langer, beschwerlicher, aber auch an Ehrungen und Anerkennungen überreichen Reise in Bukarest ein. In Arad war er mit Ehrenpforten empfangen und zum Ehrenbürger ernannt worden. Sodann hatte er in Temeschburg konzertiert und war dann nach Hermannstadt gekommen, wo er zweimal aufzutreten beabsichtigt hatte. Er beschränkte sich jedoch auf ein einziges Konzert, weil er zu dessen Schluß das Mißfallen der Hermannstädter Bürger erregt hatte, als er, um sich für den ihm gespendeten Beifall zu bedanken, als Zugabe den Rákoczymarsch spielte. Darauf verzichtete er auch, Kronstadt zu besuchen; ursprünglich wollte er von dort nach Bukarest reisen. Stattdessen veranstaltete er ein Konzert in Klausenburg und begab sich sodann nach kurzem Aufenthalt in Hermannstadt durch den Rotenturmpaß in die walachische Hauptstadt.

Bereits im September hatte die Fürstin Ghika, ehe sie an ihren Wohnsitz Wien zurückkehrte, ihr Palais in Bukarest zum Absteigequartier für Liszt bestimmt, den ständig drei ungarische Adelige, die Grafen Bethlen und Teleki sowie Herr von Kavalfony begleiteten. In einem zeitgenössischen Bericht lesen wir: *„Von Tag zu Tage sahen wir seiner Ankunft sehnsuchtsvoll entgegen. Als nun aber die Tage kürzer und die Nächte länger, die Wege schlechter und der Himmel trüber wurde, da schwand unsere Hoffnung schon und erstarkte erst wieder, als uns von Klausenburg die Nachricht kam, Liszt werde beim Rotenturmpaß die Schwelle des Orients betreten. Und so geschah es dann auch ... Als Sprecher der in Bukarest lebenden Deutschen begrüßte ihn der aus Pommern stammende Professor der deutschen Sprache am Nationalkolleg Sft. Sava, zugleich Begründer und Herausgeber der „Bukarester Deutschen Zeitung“, Karl Schweder. „Nicht den großen Künstler bin ich gekommen zu begrüßen; den feiert seit Jahren die Welt doch täglich; dem edlen Manne, dem vortrefflichen Menschen bin ich gekommen, meine Hochachtung zu bezeugen, der das gottverliebene Talent so herrlich anwendet, um Gutes zu tun und seinen leidenden Mitbrüdern zu helfen. Und so seien Sie uns denn herzlich willkommen und überzeugt, daß auch hier auf fremder Erde wie im großen deutschen Vaterlande Ihnen treue Herzen warm entgegenschlagen, denen die Kunst soviel gilt wie die Gesinnung und die Ihnen, dem würdigsten Repräsentanten beider, ihre freie Huldigung darbringen.“*